

*Alles beginnt
mit der Sehnsucht*

Literarische Variationen

Herausgegeben von
Susanne Nadolny

ebersbach & simon

Schwärmen, Träumen, Verlangen, Begehren – die Sehnsucht hat viele Facetten. Aber wonach sehnen wir uns? Nach einem Menschen oder einem Gefühl? Nach der Vergangenheit, der Zukunft oder der Erfüllung unserer Wünsche in der unmittelbaren Gegenwart? »Eine Sehnsucht, noch ungeklärt und nicht in Worte zu fassen, aber unumstößlich im heimlichsten meiner Gefühle ...«, heißt es bei Annemarie Schwarzenbach.

Susanne Nadolny stellt in diesem Band Texte namhafter Autorinnen zum Thema Sehnsucht vor, darunter Simone de Beauvoir, Vicki Baum, Noëlle Châtelet, Colette, Marina Frenk, Undine Gruenter und Siri Hustvedt. Sie erzählen von der Sehnsucht nach dem verlorenen Geliebten oder dem verführerischen Fremden, von der Sehnsucht nach Unabhängigkeit, geistiger Anregung, nach Lebenslust und frischer Farbe in einer trist gewordenen Welt ebenso wie von der Sehnsucht nach dem Menschen, der vor uns steht.

Susanne Nadolny, geb. 1959, ist Autorin von Büchern über Simone de Beauvoir, Claire Goll und Elsa Triolet, darüber hinaus Herausgeberin und Co-Autorin zahlreicher Sammelbände und Anthologien mit dem Schwerpunkt Frauen und Literatur. Sie lebt in Dortmund, ist verheiratet und Mutter von zwei erwachsenen Söhnen.

Inhalt

Jede Pore seiner Haut

Marina Frenk – 9

Dem Unbekannten folgen

Annemarie Schwarzenbach – 18

Fühlen, was Glück ist

Franziska zu Reventlow – 26

Eine Leere mit einem Namen

Siri Hustvedt – 36

Glut der Erinnerung

Benoîte Groult – 46

Nur eine Nacht an seiner Schulter

Vicki Baum – 54

Ein Ziel für die Hand

Sibylle Berg – 61

Stoßseufzer der Seele

Noëlle Châtelet – 66

Ungeduld

Simone de Beauvoir – 75

Rückwärts träumen

Elsa Triolet – 85

Republik des Geistes

Edith Wharton – 93

Die Stunde der Erdbeeren

Colette – 102

Fontaine de Médicis

Undine Gruenter – 112

Vitae und Quellen – 132

Jede Pore seiner Haut

Marina Frenk

Theodor lacht mich seit mindestens 45 Minuten aus. Sein sehniger und bogenhaft gespannter Körper, die schmalen unmännlichen Schultern, seine roten Locken schütteln sich bei jedem Atemzug, der ihn in seinem Lachkrampf rettet. Denn dränge kein Sauerstoff mehr in ihn, würde er an der Lustigkeit, die ihn befallen hat, sterben, sein aufgerissener Mund würde so weit geöffnet einfrieren, und ich hätte ihn ewig als »Munch«-Karikatur in Erinnerung.

»Was hast du bloß gemacht?«, vibriert er vor Lachen.

Ich hatte gedacht, es würde ihn beeindrucken. Er ist doch der Exot unter uns, immer unterwegs, muss immer alles anders machen als die anderen, zu allem eine strenge Meinung abgeben, obwohl er von sich selbst als Meditationskünstler doch behauptet, gänzlich undogmatisch zu sein, feste unbeugsame Regeln gar nicht zu kennen. Was also ist jetzt so verrückt an meiner Glatze?

»Deine Haare waren so schön ... sie waren deine ...«, er explodiert vor guter Laune und wischt

sich die Tränen aus den Augen. Jetzt übertreibt er, habe ich das Gefühl, oder ist er in Wirklichkeit traurig und sucht einfach nur einen Grund zum Lachen?

»Deine Weiblichkeit!«, kreischt er und verliert wieder die Kontrolle über seine sich in beide Richtungen verziehenden Mundwinkel.

»Ach so, ich dachte, du bist die Aufklärung in Person ... und jetzt tragen alle Frauen auf einmal nur noch lange Haare?«, frage ich skeptisch und nippe an der selbst gemachten Zitronenlimo aus seiner Bambusflasche.

»Das habe ich nie gesagt ... ich bin nicht aufgeklärt, ich bin Buddhist ... mein Gott, siehst du ulkig aus ...!«, prustet er wieder los und zieht dabei eine mitleidige Miene, als würde er es bereuen, mit einer Minderjährigen zusammenzusein, aber auch Verständnis für ihre Unreife haben, nur dass ich schon lange erwachsen bin.

Ich streiche mit der Handfläche über die glatte Haut meines Schädels und zitiere im Kopf Artikel 1 des Grundgesetzes. Ich dachte, er fände es anziehend. Ich finde es anziehend, meine Hand zieht es an, ich muss immer wieder die Glätte abtasten, komme meinen Gedanken so viel näher.

»Wo warst du eigentlich diesmal?«, frage ich ihn und stelle fest, dass es mich nicht mehr kränkt, dass er mir nie sagt, wohin seine nächste mindestens

zweimonatige Reise geht, ich habe mich daran gewöhnt.

»In Indonesien ...«, spricht er kaum verständlich aus und versucht seine lachbedingten Schüttelattacken zu zügeln, weil ich beleidigt aussehe. Er wirft ein paar Eiswürfel in seinen Bambusbecher mit ätzendem Zitronenkonzentrat, als könnte man aus meiner Keramik nicht mehr trinken.

»Indonesien ist ein ... Inselstaat, oder?«, frage ich vorsichtig, versuche irgendwie wieder auf seine Höhe zu kommen, denn alles was mich mit ihm verbindet ist Bewunderung, die ich nicht erklären kann.

»Ja ... entschuldige, Kira, ich ... es ist fast vier, meine Zeit. Ich ziehe mich kurz zurück, ja?«, sagt er, schluckt seine Limo hinunter und geht zu seiner Meditation in mein Schlafzimmer. Routiniert klemmt er sich seine aus dem Rucksack gezogene Matte unter die Achsel und kommt kurz näher an mich heran.

»Darf ich?«, kichert er und streicht zart mit der Hand über meinen Nacken. Dann bückt er sich kurz zu mir herunter und riecht an der kahlen Kopfhaut.

»Duftet genau wie der Rest deiner Haut ... zum Rest komme ich dann später, ja?«, säuselt er anzüglich, und ich stelle fest, dass er vielleicht ein Idiot ist, nur habe ich es bisher verdrängt. Immerhin, er hat wenigstens einen Hauch Interesse an mir gezeigt,

bevor er zu dem übergeht, was kompassartig sein eigentliches Interesse lenkt – die heilige Meditation.

Ich höre die Schlafzimmertür hinter ihm dumpf ins Schloss fallen und betrachte das kleine Bild der Ostsee über dem Schreibtisch, der auch als Esstisch fungiert. In der zehnten Klasse hatten wir eine Klassenfahrt an die Ostsee unternommen, nach Hiddensee. Es war eine unbestimmte, beunruhigende, hoffnungslose Zeit, ich war in niemanden verliebt, hielt mich nicht gern in Gruppen auf und schmiedete Fluchtpläne aus dem Bochumer Plattenbau, Flucht in meine Fantasie und gleichzeitig in die Realität, von der mir klar war, dass sie auch an der Kunsthochschule real bleiben würde, denn ich kannte sie einfach zu gut. Als wir von der Klassenfahrt zurück waren, wo ich dieses Bild der halbgrauen See gemalt hatte, spuckte ich meine Entscheidung endlich zu Hause aus, ich würde Malerei studieren und die Schule schmeißen ... »Obdachlos und schwanger wohl eher ... Künstlerin! ...«, fauchte Papa. Auf dem Bild sind Wolken, weder düster noch hell, die Möglichkeit von Helligkeit, das Wasser wirkt schwer und lebendig zugleich, spiegelt ein starkes, festes Wetter, das zu einem langen Spaziergang am Strand einlädt, mit den dazu gehörenden Selbstgesprächen. Ein naives, pubertäres Bild, am rechten Rand baumelt hoch oben in der Luft die Schnur eines Drachens, der Drachen

selbst ist aus dem Bild geflogen, nicht da. Ich muss es Theodor sagen, egal was er dann tut.

Ich versinke in der See über mir und sehne mich stumm nach den Berührungen, die heute Abend noch kommen, ich will mich darin vergessen, jede einzelne Pore seiner Haut in den Mund nehmen, mich verirren in der Dunkelheit, alle Enttäuschung hinter mir lassen für die Nacht, alle Sehnsüchte verdrängen und an niemanden denken, auch nicht an ihn, und ertrinken in den verwaschenen Gefühlen, die seine Zunge mir bereitet, sein Gewicht auf meinen Schultern.

»Du sitzt ja immer noch hier«, sagt er, entspannt und aufgerichtet aus dem Schlafzimmer tretend, die schmale Matte wieder lässig unter der Achsel. »Alles gut? ... Verzeih, ich hab das nicht so gemeint vorhin, mir gefällt dein Haarschnitt ... also ... nicht Haar, sondern ...«, er beginnt wieder zu giggeln mit seiner von der Meditation gesenkten Stimme und verzieht sich aufs Klo.

»Und wie war es dort?«, versuche ich die unterbrochene Unterhaltung durch die geschlossene Tür wieder zu beleben. »Hast du diese ... Riesenechsen gesehen? Die gibt es doch dort, oder?«, frage ich und wünsche mir, wir müssten nicht aus Höflichkeit miteinander reden, sondern könnten uns stumm an unseren Gliedmaßen abarbeiten und dann könnte ich ihn in den Schrank stellen, um ihn bei der

nächsten passenden Gelegenheit wieder herauszuholen. Vielleicht wünscht er sich dasselbe.

»Komodo-Warane? Ja, habe ich gesehen«, er spült und kommt leicht angespannt aus dem Bad. Irgendetwas ist mit ihm, alles wirkt wie eine Ausweichbewegung, Übersprung ...

»Kira, ich ... die letzte Stunde hat mir sehr gut getan, gut, dass ich mich an meine Meditationszeit gehalten habe, das gelingt mir nicht immer in den letzten Wochen, weil ... ich müsste dir etwas sagen, denke ich ...«

Ich muss ihm auch etwas sagen.

»Also ich ... was ist bloß los mit mir? Ich muss klar bleiben, es gibt keinen Grund, sich zu schämen, das Leben geht seine Wege ...«, murmelt er, und ich weiß nicht, ob er mit mir spricht oder mit sich selbst. »Ich war auf einem Konzert in Jakarta, bevor ich zum Tempel gefahren bin«, formt er seine Erzählung aus sich versperrenden Sätzen. »Sie war älter als ich, zehn Jahre vielleicht. Eine Engländerin, und ihre Haare waren schon ein bisschen grau. Wir haben uns gleich bemerkt in der Menge, sie saß in dem kleinen Kellerlokal an der Bar. Ich habe mich dazugesetzt und dann haben wir erstmal ziemlich lange nichts gesagt. Wir hörten der Band zu und hielten uns an den Händen. Sie hat ihre Hand einfach in meine gelegt. Sie trank einen bunten Cocktail, den sie immer wieder auf den Tresen zu-

rückstellte, und jedes Mal rutschte ihr Kleid ein bisschen nach rechts, also der Ausschnitt, weil es ihr ein wenig zu weit war. Und ich habe ihr dabei immer zwischen die Brüste geschaut, auf die Mulde zwischen ihren Brüsten, diese Kerbe im Körper ... sie ist sehr schlank ... wir haben kein Wort miteinander gesprochen, und nach dem Konzert habe ich bezahlt, und wir sind zusammen auf die Toilette gegangen. Ich schloss die Tür hinter uns und drückte sie an die Wand. Ich mache so etwas normalerweise nicht, weißt du?«, haucht es aus seinem Mund in mein ungeschütztes Ohr. »Ich mag einfach keine öffentlichen Toiletten, der Geruch, ich finde den Geruch einfach höllisch, du nicht?«, fragt er, und ich weiß nicht, ob er mich necken will, ob das alles nur ein Witz ist und gleich in einer weiteren Lachtirade wegen meiner abrasierten Haare mündet. »Naja, vielleicht bin ich einfach ein Spießler ...«, kichert er unterdrückt und trinkt den Rest seiner Zitrone in einem Zug aus. Er schaut mich bedrohlich direkt an, aber ich verstecke meine Furcht, ich hatte noch nie Angst vor ihm. »Ich schob ihr Kleid hoch und drang in sie ein und wir vögelten miteinander, gar nicht so, wie ich es mir auf einem Klo in einem Club vorstellen würde. Ich quetschte mich zwischen Wand und Klo und saugte mich förmlich in ihre Vulva. Wir waren dann drei Tage lang permanent zusammen. Ich habe bei Tageslicht gesehen,

dass mich ihre Augen eigentlich gar nicht aufregen.« Ich warte kurz ab, ob er vielleicht meine Augen erwähnt, aber begreife schnell, dass es um mich hier nicht mehr gehen wird, auch heute Abend nicht mehr. »Sie ist Steuerberaterin und war 15 Jahre mit ihrem Mann zusammen. Wir sind durch die Stadt gelaufen, und sie hat mir erzählt, dass sie sich vor dem Alter fürchtet, weil es keine Kinder geben wird. Ich habe sie gefragt, ob das ihre letzte Chance ist ... Catherine, sie heißt übrigens Catherine ... und habe ihr gesagt, dass ich das machen kann, ich werde kein Vater sein, der verschwindet. Nach England ziehe ich aber nicht, denke ich ... demokratisch gesehen befinden wir uns ja hier auf dem sichersten Schiff gerade ... ich schaute also in ihre Augen, und da war so etwas Freies drin, aber angespannt, wie ein Kubus oder so mit nem Deckel drüber, durchsichtig und undurchsichtig, und das, was ich da sah, das war alles, mehr würde sie mir nicht von sich zeigen ... ich glaube, ich habe ihr den Wunsch nach Sicherheit und Verbundenheit erfüllt, mit Garantie auf Unabhängigkeit und Emanzipation, das habe ich ja jetzt schön ausgedrückt ...«, er blubbert weiter selbstgerecht vor sich hin. Die Vagina dieser unbekanntes Frau, die sicheren Schiffe, von denen er erzählt, die Riesenechsen und der eingebil-dete Geruch in meiner Nase, den dieses widerliche Klo gehabt haben könnte, auf dem er sich seine Männlichkeit

bewies, weil er es sich auf eine andere, weniger anonyme Art und Weise scheinbar nicht traute, Vater zu werden, verwirrten meine ohnehin schon der Ordnung beraubten Gedanken, und auch der kahle Schädel brachte nicht mehr Klarheit in diese ganze aus dem Ruder gelaufene Sache.

Am nächsten Morgen finde ich einen Zettel neben meinem Kopfkissen: »Ich bin weg, ruf bitte nicht mehr an ... England ... Aber ich hatte das Gefühl, du wolltest mir noch etwas sagen? Also, wenn es wichtig ist, ruf doch an. Ciao, Theo«

1. Auflage 2020
© ebersbach & simon, Berlin
Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Lisa Neuhalfen, moretypes, Berlin
Covermotiv: © picture alliance/IMAGNO/
Austrian Archives (S) | Anonym
Satz: Birgit Cirksena · Satzfein, Berlin
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-86915-217-2

www.ebersbach-simon.de